

**Dietrich BOSCHUNG – Alexandra W. BUSCH – Miguel John VERSLUYS (Hgg.),
Reinventing ‘the Invention of Tradition’? Indigenous Pasts and the Roman
Present. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag 2015, 264 S., 45 s/w-Abb.**

Der vorliegende Band vereint die Beiträge einer im November 2013 unter der Ägide des „Morphomata“-Kollegs in Köln veranstalteten Tagung gleichen Titels. Die Herausgeber verbinden mit der Publikation den Wunsch, die Anwendbarkeit der 1983 von Eric Hobsbawm und Terence Ranger in den akademischen Diskurs eingeführten Denkfigur der *invented tradition*, also der ‚erfundenen Tradition‘, auf die antike Welt zu überprüfen (S. 7-13). Dies scheint insofern vielversprechend, als dieses Konzept in kulturgeschichtlichen Arbeiten der letzten 35 Jahre immer wieder mit Gewinn aufgegriffen wurde.¹

Das heißt nun freilich nicht, dass die Ideen von Hobsbawm und Ranger problemlos auf die griechisch-römische Antike übertragbar wären. Neben der Diskussion der einzelnen Detailstudien setzt es sich diese Besprechung deshalb auch zum Ziel, den breiteren konzeptuellen Rahmen des übergreifenden Ansatzes zu diskutieren. Insbesondere die seit Abhaltung der Konferenz eingetretenen gesellschaftspolitischen Entwicklungen der letzten sieben Jahre lassen dabei eine eingehendere Beschäftigung mit dem Oberbegriff der *invented tradition* dringend geraten erscheinen.

Die ursprüngliche Idee der *invented tradition* stand ganz in der Tradition des kulturellen Konstruktivismus. Gemäß der von Eric Hobsbawm selbst im Vorwort zu dem begriffsbildenden Sammelband gelieferten methodischen Einleitung, beinhaltet sie aber, abgesehen von der Konstruktion von Geschichte und der Verfestigung von Traditionen, auch noch eine tiefere Ebene, nämlich die Frage nach Machtverhältnissen und Autoritätsstrukturen. In Hobsbawms Verständnis dienen die *invented traditions* vor allem als Strategien innerhalb von Klassenkonflikten – und hier insbesondere als Kampfmittel, die von sozialen und politischen Eliten gewählt werden, um das, was er den „corporate sense of superiority“ nennt, zu bestärken.² Nach Hobsbawm ist die Erfindung von Traditionen also nicht ein allgemeingültiger, quasi anthropologischer Vorgang der Geschichtsbildung, sondern die Waffe einer sich aggressiv gerie-

¹ So etwa A. Anooshar, *Turkestan and the Rise of Eurasian Empires: A Study of Politics and Invented Traditions* (Oxford 2018); K. J. Antoni (Hg.), *Rituale und ihre Urheber: Invented Traditions in der japanischen Religionsgeschichte* (Hamburg 1997); J. R. Lewis/O. Hammer (Hgg.), *The Invention of Sacred Tradition* (Cambridge 2007); S. Vlastos (Hg.), *Mirror of Modernity: Invented Traditions of Modern Japan* (Berkeley 1998).

² E. Hobsbawm, *Introduction: Inventing Traditions*, in: E. Hobsbawm/T. Ranger (Hgg.), *The Invention of Tradition* (Cambridge 1983) 1-14.

renden herrschenden Klasse, verankert in ganz bestimmten historischen Gemengelage. Im Sinne der marxistischen Grundlage dieses Modells könnte man das noch weiter zuspitzen und sagen: Im Sinne von Hobsbawm sind ‚erfundene Traditionen‘ tragende Elemente eines *ideologischen Überbaus*, dessen sich eine unsichere oder neu installierte Elite bedient, um ihren Anspruch auf Vorherrschaft und ökonomische Ressourcen zu festigen.

Eine wichtige und lesenswerte Kritik des ursprünglichen Bandes von Hobsbawm und Ranger hat Guy Beiner bereits vor 19 Jahren vorgelegt.³ Darin betont er die politische Motivation hinter dem Konzept der ‚erfundenen Tradition‘, die er in erster Linie auf die gesellschaftlichen Konflikte der Thatcher-Jahre zurückführt. Die von Thatchers Konservativen verwendete Rhetorik mit ihrem emphatischen Rekurs auf ‚traditionelle englische Werte‘ sollte durch die Idee der *invented tradition* bloßgestellt werden. In diesem Zusammenhang ist es von besonderer Bedeutung, dass Hobsbawm und Ranger die *invention of tradition* als ein eminent *modernes* Phänomen beschreiben: der Beginn der Moderne habe alte, ‚authentische‘ Traditionen in großer Zahl verschwinden lassen bzw. aktiv ausgelöscht und durch eine Reihe neu ‚erfundener‘ Traditionen ersetzt. Als das *golden age* solcher ‚erfundenen Traditionen‘ versteht Hobsbawm dementsprechend auch die Jahrzehnte zwischen 1870 und 1914.

Angesichts dieser doch sehr starken Zuspitzung auf den gesellschaftlichen Konflikt, die auf eine Verbindung von historischem Materialismus und konstruktivistischem Instrumentalismus zurückgeht, ist es interessant, dass die *invented traditions* gerade jetzt, fast schon 40 Jahre *nach* der ersten Publikation des ursprünglichen Sammelbandes, wieder vermehrt in der historischen und archäologischen Forschung aufgegriffen werden. Handelt es sich dabei bloß um eine verzögerte Reaktion der akademischen Rezeption, oder hat das Konzept selbst vor dem Hintergrund der letzten Jahre wieder an Relevanz gewonnen?

Ansätze für eine solche Einordnung liefern Alexandra Busch und Miguel John Versluys in ihrer gemeinsamen Einführung (S. 7-15). Ausgehend von der Prämisse, dass die römische im wesentlichen eine „Nachfolgerkultur“ gewesen sei (S. 7: „Rome was a successor culture“) wird das Panorama eines von Konnektivität und Multikulturalität geprägten Imperiums entworfen. Diese im Großen und Ganzen positive Charakterisierung reiht sich ein in eine Reihe jüngerer Studien, deren Autoren, unter ihnen insbesondere Versluys selbst, eine regelrechte Globalisierung der römischen Welt postuliert haben.⁴ Dies

³ G. Beiner, *The Invention of Tradition?*, *The History Review* 12, 2001, 1-10.

⁴ M. Pitts/M. J. Versluys (Hgg.), *Globalisation and the Roman World: World History, Connectivity and Material Culture* (New York 2015); M. J. Versluys, *Understanding*

wird komplettiert durch Verweise auf sogenannte *culture areas* und *intra-cultural environments*, in denen ein ‚Spiel‘ der Kulturen und fluiden Identitäten stattgefunden habe (S. 9).

Vor dem Hintergrund der eingangs betonten soziopolitischen Prämissen für Hobsbawms Konzept der *invented tradition* stellt sich hier die Frage, *wer* solche Spiele spielte bzw. spielen konnte? Wer konnte sich einen spielerischen Umgang mit kultureller und gesellschaftlicher Identität leisten, und wer musste um sein Überleben kämpfen? Solche Fragestellungen lassen sich mit Gewinn nicht nur in horizontaler Hinsicht auf größere kulturelle Gruppen, sondern auch in vertikaler Abstufung auf soziale Straten innerhalb derselben Gesellschaftsstruktur anwenden. So könnte man etwa im Sinne des von James Fentress und Chris Wickham vorgeschlagenen Konzepts des „Sozialen Gedächtnisses“ die konkrete Verfassung und Operationalisierung von Erinnerung im Rahmen gesellschaftlicher Prozesse und Strukturen untersuchen und Vergleiche zwischen verschiedenen Regionen des Imperiums und unterschiedlichen Zeiträumen anstellen.⁵ Das mit solchen Ansätzen verbundene Potenzial wird von Busch und Versluys in einer Reihe von konkreten Fragen klar herausgestellt: „How were the local populations from various parts of the Empire linked to their pre-Roman pasts? Are there hints of continuity, in certain parts of their social lives at least? What about the omnipresence of a landscape that was filled with strong and ancient reminiscences? Can we see a revival or even a creation of practises and forms of expression that refer to a pre-Roman past? And – because memory is as much about forgetting as it is about remembering – what about the forgetfulness of indigenous pasts in the Roman present?“ (S. 12)

All diese Themenbereiche sind von zentraler Bedeutung, und sie ermöglichen eine eminent politische und soziale Ausdeutung des verfügbaren archäologischen Materials, wie sie bereits Martin Millett und Nico Roymans für den Übergang zwischen der späten Eisenzeit und den ersten Generationen der römischen Präsenz in Britannien, der Germania Inferior und der Gallia Belgica herausgearbeitet haben.⁶ Eine präzise Bestimmung der sich wandelnden sozio-

Objects in Motion: An Archaeological Dialogue on Romanization, *Archaeological Dialogues* 21, 2014, 1-20; M. J. Versluys, *The Global Mediterranean: A Material-cultural Perspective*, in: T. Hodos (Hg.), *The Routledge Handbook of Archaeology and Globalization* (London 2017) 597-601.

⁵ J. Fentress/C. Wickham, *Social Memory* (Oxford 1992).

⁶ M. Millett, *The Romanization of Britain: An Essay in Archaeological Interpretation* (Cambridge 1990); N. G. A. M. Roymans, *From the Sword to the Plough: Three Studies on the Earliest Romanisation of Northern Gaul* *Amsterdam Archaeological Studies* 1 (Amsterdam 1996); N. G. A. M. Roymans, *Ethnic Identity and Imperial Power: The Batavians in the Early Roman Empire*, *Amsterdam Archaeological Studies* 10

politischen Kontexte ist fundamental für das Verständnis solcher Veränderungsprozesse bzw. dafür, sie überhaupt als aktive Prozesse erkennen zu können. Die einzelnen Kapitel des vorliegenden Bandes nehmen diese Herausforderung auf verschiedenartige, doch stets anregende Weise an.

Nach zwei Studien von Andreas Niehaus (S. 19-43; zur japanischen Schwimmkultur) und Michael Zelle (S. 45-66; zur Rezeption des Arminius), die sich mit neuzeitlichen und modernen *invented traditions* beschäftigen, eröffnet das von Katja Sporn verfasste Kapitel „Vergangenheit in der Gegenwart: Spurensuche in der griechischen Antike“ (S. 69-94) den Reigen der im strengen Sinne archäologischen Beiträge. Sporn fragt in erster Linie nach der archäologischen Sichtbarkeit des Phänomens der *invented tradition* und führt die Unterscheidung von ‚Konstruktion‘ und ‚Erfindung‘ ein, um die zumeist nicht eindeutig intentional deutbaren materiellen Hinterlassenschaften differenzierter bewerten zu können. In methodischer Hinsicht vielversprechend ist ihre Feststellung, dass „vom archäologischen Standpunkt her [...] die Konstruktion von Tradition durch die Anknüpfung an eine real existente Begebenheit oder einen Zustand zumindest einen Bruch voraus[setzt] – also eine Phase des Ausbleibens einer bestimmten Tradition (Abbruch einer Besiedlung, einer Bildtradition etc.) und ein darauf folgendes Wiedereinsetzen oder Wiederbeleben, möglicherweise auch mit einer anderen Intention oder Zielsetzung“ (S. 71).

Diese Auffassung steht in einem gewissen Spannungsverhältnis zu der klassischen Definition von Hobsbawm, die ja davon ausgeht, dass das ‚Erfinden von Tradition‘ als ein kulturimperialistischer und bewusst politischer Akt gar nicht der „Anknüpfung an eine real existente Begebenheit oder einen Zustand“ bedarf. Stattdessen kann *invention of tradition* ebenso durch den Bezug auf eine rein *imaginierte* Vergangenheit stattfinden. Das von Sporn vertretene Modell weicht von dieser Auffassung ab, da es zwei voneinander chronologisch unterscheidbare, durch einen ‚Bruch‘ getrennte, aber immer noch anhand ihrer Materialität vergleichbare bzw. zu einem bestimmten Grad deckungsgleiche kulturelle Systeme annimmt, wobei sich das jüngere explizit auf das ältere System bezieht, um auf diese Weise Tradition zu „erfinden“. Wie die im Anschluss von Sporn stringent diskutierten Fallstudien aus der griechischen Welt zeigen, stellt diese konzeptuelle Abweichung von Hobsbawms ursprünglicher Idee keineswegs ein Defizit dar, sondern sie ergibt sich im Gegenteil ganz folgerichtig aus dem spezifischen Charakter der vergleichenden archäologischen Methodik.

(Amsterdam 2004); N. G. A. M. Roymans/T. Derks (Hgg.), *Villa Landscapes in the Roman North: Economy, Culture and Lifestyles* (Amsterdam 2011); N. G. A. M. Roymans/T. Derks/H. Hiddink (Hgg.), *The Roman Villa of Hoogeloon and the Archaeology of the Periphery* (Amsterdam 2015).

Ähnliche Fragestellungen zwischen Adaptierung, Veränderung und Neu-Erfindung bestehender Gebräuche und Aspekte der materiellen Kultur verfolgen Onno Van Nijf und Christina Williamson in ihrem Beitrag zur Agonistik in der hellenistischen und römischen Welt (S. 95-111). Michael Sommer beschäftigt sich im Anschluss mit der historischen Figur der Königin Zenobia und ihrer literarischen Konstruktion in verschiedenen antiken Quellen (S. 113-125). Obwohl Sommer das Konzept der *invented traditions* nicht explizit thematisiert, weiß insbesondere seine Analyse der verschiedenen Topoi in der *Historia Augusta* zu überzeugen. Dabei bezieht er auch die neuzeitliche Rezeption der Königin vor dem Hintergrund orientalistischer Interpretationsmodelle mit ein und schließt mit der pointierten Feststellung: "Seeking the historical personality behind the *Historia Augusta's* Zenobia is a pointless undertaking; what we should seek instead in that absorbing story is the perpetual construction-site that was Roman identity" (S. 125).

Der folgende Beitrag "Haunting Traditions. The (Material) Presence of Egypt in the Roman World" von Miguel John Versluys (S. 127-158) widmet sich der Interpretation transkultureller Austauschprozesse zwischen Rom und Ägypten. Versluys betont zunächst die prozessualen und wechselseitigen Aspekte von Kulturtransfer, mit einem starken Fokus auf dem Konzept der ‚Hellenisierung‘, die er durch den Begriff „Hellenism(s)“ ersetzt wissen will (S. 127-131). Darauf folgt die Kritik, dass die ‚griechisch-römische‘ Welt nicht nur durch die Auseinandersetzung zwischen Griechenland und Rom, sondern auch durch viele andere Kulturen geprägt worden sei, z.B. Ägypten und weite Teile West- und Nordwesteuropas: „To phrase the (possible) implications of this ‘material-cultural’ or ‘material agency’ perspective radically: there may have been no *Hellenisms* without Greek material culture; no *Empire gréco-romain* without Greek-looking objects (and their agency) in a Roman context“ (S. 130). Obwohl diesen Postulaten im Kern selbstverständlich zuzustimmen ist, stellt sich vor dem Hintergrund des für den Band maßgeblichen Überthemas doch die grundsätzliche Frage, inwiefern die verschiedenartig artikulierte Faszination der Römer für Ägypten nun eine *invented tradition* im Sinne Hobsbawms darstellt (S. 132-137): das Konzept lässt sich etwa mit Gewinn auf retrospektive bzw. rekonstruierende Tendenzen im spätzeitlichen und kaiserzeitlichen Ägypten selbst anwenden (S. 137-144). Das Beispiel des Heliopolis-Obeliskens, der von Augustus im Circus Maximus aufgestellt wurde (S. 147), ist hingegen problematisch, denn Versluys möchte diesen als Kronzeugen für eine regelrechte augusteische *invented tradition* in Bezug auf Ägypten verstehen. Allerdings folgt er dabei der Definition von Hobsbawm, der zufolge eine *invented tradition* als „a practice of a ritual and symbolic nature“ zu verstehen sei, „which seeks to inculcate values and norms of behaviour by repetition, which

automatically implies continuity with the past".⁷ *Invented traditions* erzeugen oder bekräftigen also eine imaginierte Vergangenheit; der Obelisk kann in Rom folglich nur dann für eine *invented tradition* stehen, wenn er auf eine eben solche Vergangenheit abhebt und sie als römische Tradition ausgibt, was in diesem konkreten Fall jedoch zweifelhaft erscheint. Die einzige manifeste Tradition, auf die sich das ägyptische Monument im Circus Maximus bezieht, ist die der römischen Beuteweihung. Auch das von Versluys abschließend ins Spiel gebrachte Konzept des *material entanglement* beantwortet letzten Endes nicht die Frage nach den Motivationen der menschlichen Akteure, die etwa für die Aufstellung des Obeliskens oder die Verwendung und Zurschaustellung ägyptischer bzw. ägyptisierender Objekte verantwortlich waren.⁸

Im Anschluss betont Peter S. Wells die Ähnlichkeiten und Kontinuitäten in der materiellen Kultur und Kunst sowie in der Kultpraxis in Mittel- und Nordwesteuropa zwischen der späten Eisenzeit und der römischen Zeit (S. 161-188). In expliziter Anlehnung an Hobsbawm stellt er die Frage, ob diese Kontinuitäten als *invented traditions* zu deuten sind (S. 162). Wie bereits Katja Sporn thematisiert auch Wells ein wichtiges methodisches Problem, wenn er zu Recht darauf hinweist, dass Archäologie und insbesondere die archäologisch-typologische Analyse von Materialgruppen sich in erster Linie am Auftreten *neuer* Formen, also z.B. als „römisch“ klassifizierbarer Keramik, orientiert, dabei aber die wichtige Rolle des Traditionellen, Althergebrachten oft zweitrangig behandelt: „One result is that archaeologists often do not recognize the persistence of traditional forms and practices after new ones have been introduced“ (S. 163). Dieses Defizit archäologischer Typologien versucht Wells in Folge durch eine differenzierte Bewertung ausgewählter Fundvergesellschaftungen auszugleichen, und auch der Blick über den Rhein in die Germania Magna ist zu begrüßen. Allerdings mutet der gewählte Fokus auf Metallobjekten, Skulptur und Grabfunden doch ein wenig eng an und hätte durch Überlegungen zu Sprache und administrativen Einheiten fruchtbar erweitert werden können. Für Gallien und andere der Nordwestprovinzen liegen etwa neue wichtige Studien zur Zweisprachigkeit der Provinzbevölkerung vor, die sich hier mit Gewinn der ‚keltischen Renaissance‘ in der materiellen Kultur hätten gegenüberstellen lassen, und vergleichende Überlegungen zu den gallischen *civitates* wären geeignet gewesen, die soziopolitische Dimension

⁷ E. Hobsbawm, Introduction: Inventing Traditions, in: E. Hobsbawm/T. Ranger (Hgg.), *The Invention of Tradition* (Cambridge 1983) 1-14.

⁸ Zu einer eingehenderen Kritik der damit verbundenen Prämissen der *object agency* und des *new materialism* siehe demnächst M. Fernández-Götz/D. Maschek/N. G. A. M. Roymans, *The Dark Side of the Empire: Roman Expansionism Between Object Agency and Predatory Regime*, *Antiquity* (im Druck).

und die diachrone Veränderung der Interessenslagen im Laufe der Kaiserzeit klarer zu konturieren.⁹

Der folgende Beitrag von David Fontijn (S. 189-213), der sich mit dem Kontrast zwischen vorrömischen Bestattungen und römischen Gräbern in der Germania Inferior und der Gallia Belgica beschäftigt, steht in einem interessanten Kontrast zu Wells' Beobachtungen. Hier wird argumentiert, dass „there does not seem to have been a general, punctuated trend to legitimize power claims by emphasizing access to the past. It is suggested that it is also unlikely that true memory steered the kinds of re-use that took place.“ (S. 191) So war etwa in den von Fontijn untersuchten Regionen die römische Wiederverwendung von vorrömischen Gräberfeldern und Grabmonumenten oft mit einer langen Unterbrechung von bis zu 300 Jahren verbunden (S. 193-195), was die Idee einer kontinuierlichen Kommemoration oder eines ‚tiefen‘ Verständnisses dieser älteren Begräbnisstätten unrealistisch erscheinen lässt. Daran schließen sich einige pointierte Betrachtungen an (S. 195-200), welche die in der Literatur häufig postulierte Verbindung zwischen solchen Wiederverwendungen und Machtanspruch/Legitimierungsanspruch sozialer Eliten kritisch beleuchten. Letzten Endes schlägt Fontijn vor, die Idee des *social memory* durch eine im Assmann'schen Sinne meta-soziale Komponente zu ergänzen, die auf den Aspekt der *visuality*, also der Sichtbarkeit und herausfordernden Präsenz von vorrömischen Grabmonumenten in der Landschaft, fokussiert (S. 201-204). Die Relikte der Vorzeit hätten die kaiserzeitlichen Bewohner dieser Landschaft zur Deutung und Sinnstiftung herausgefordert, was Fontijn durch den Einsatz von 3D-Rekonstruktionen in suggestiver Weise zu unterstreichen vermag. Obwohl das eine interessante Verlagerung des Schwerpunktes ist, stellt sich doch die Frage, inwiefern *individuelle* Sinnstiftung für das Anlegen neuer Gräber und Monumente entscheidend gewesen sein kann, oder ob es nicht wiederum nur die *kollektive* Sinnstiftung ist, die wir hier archäologisch zu fassen in der Lage sind – und dementsprechend eben letzten Endes doch das Resultat einer vorrangig an *social memory* gebundenen Prozesskette.¹⁰ Darüber hinaus lässt sich die von Fontijn vorgeschlagene, von der Idee der sozialen Legitimationsansprüche weitgehend befreite Interpretation der Wiederverwendung vorrömi-

⁹ Linguistische Untersuchungen: J. N. Adams, *The Regional Diversification of Latin 200 BC–AD 600* (Cambridge 2007); A. E. Cooley (Hg.), *Becoming Roman, Writing Latin? Literacy and Epigraphy in the Roman West* (Portsmouth, RI 2002); A. Mullen, *Southern Gaul and the Mediterranean: Multilingualism and Multiple Identities in the Iron Age and Roman Periods* (Cambridge 2013); A. Mullen/P. James (Hgg.), *Multilingualism in the Graeco-Roman Worlds* (Cambridge 2012); gallische *civitates*: A. C. Johnston, *The Sons of Remus: Identity in Roman Gaul and Spain* (Cambridge, MA 2017).

¹⁰ Dazu vgl. jüngst L. M. Wallace/A. Mullen, *Landscape, Monumentality and Expression of Group Identities in Iron Age and Roman East Kent*, *Britannia* 50, 2019, 75-108.

scher Gräberfelder bzw. Grabmonumente sowie der Errichtung neuer Hügelgräber nur schwerlich mit Hobsbawms *invention of tradition* verbinden, da in diesem Konzept dem Etablieren und Betonen von (neuen) sozialen Machtverhältnissen ja eine ganz zentrale Rolle zukommt.

Alexandra Buschs Kapitel „Back to the Roots – Indigenous Past(s) and the Roman Present in North-Western Europe“ (S. 215-236) hat einen sehr ähnlichen Fokus wie Fontijn, zielt aber stärker auf die performativen Aspekte in der Errichtung und Nutzung sowie in der Wahrnehmung von Grabmonumenten ab und bringt mit Noricum einen weiteren geographischen Raum in die Betrachtung ein. In transregionaler Perspektive streicht Busch die wichtige Tatsache hervor, dass es innerhalb der häufig als ‚Hügelgräber‘ oder ‚Tumuli‘ bezeichneten römischen Grabmonumente einen hohen Grad an regionaler Variation gibt (S. 219). Solche Gräber sind also nicht als generelles ‚kulturelles Phänomen‘ der Donau- und Nordwestprovinzen zu sehen, sondern müssen jeweils nach Maßgabe ihres präzisen geographischen Kontexts untersucht werden. Dazu betont Busch auch die Wichtigkeit des Vergleichs mit mediterranen, und insbesondere italischen, Grabtumuli, die seit der späten Republik und dann vor allem ab frühaugusteischer Zeit zunehmend populär wurden.¹¹ Abschließend vertritt sie überzeugend eine Gegenposition zu der von Fontijn geäußerten Annahme, dass es sich bei solchen Monumenten nicht um eine im Hobsbawm’schen Sinne ‚erfundene Tradition‘, gestützt auf ein aktives Netz von sozial verankerter Erinnerung und Sinnbezügen, gehandelt habe: „The people knew that these monuments were tombs; they knew that their ancestors had buried their dead in this way. The recourse to a pre-Roman past helped to assure them of their own culture, underlined their claim to the territory, and stood in stark contrast to the innovations and the political, social, and economic upheavals of that current period.“ (S. 231) Das wirft freilich auch die wichtige Frage auf, welche sozialen und politischen Ambitionen, abgesehen von dem überzeugenden „claim to their territory“, der bewusste Rekurs auf vorrömische Bestattungsformen für einen Teil der lokalen/regionalen Eliten unterstrichen haben könnte, denn als soziopolitische Strategie entfaltet Hobsbawms *invention of tradition* ja nur dann ihre Wirkung, wenn sie konkret operationalisiert werden kann und sich dementsprechend als von Vorteil erweist.

Einen anderen Blickwinkel auf vergleichbare Phänomene bietet zum Abschluss des Bandes Hella Eckardt mit ihrem Beitrag „Memories of Home?“

¹¹ Zu spätrepublikanischen und frühkaiserzeitlichen Beispielen aus Rom und Italien siehe P. Montanari, *Sepolcri circolari di Roma e suburbio: elementi architettonici dell'elevato* (Pisa 2009); M. Schwarz, *Tumulat Italia tellus: Gestaltung, Chronologie und Bedeutung der römischen Rundgräber in Italien*, *Internationale Archäologie* 72 (Rahden/Westf. 2002).

Indigenous and Migrant Identities in Roman Britain" (S. 237-260). Darin kontrastiert sie „cultural identities as expressed through grave goods and burial rites“ mit „biological identities as reflected in isotope signatures“ (S. 238). Diese Art der Gegenüberstellung berührt zentrale Fragestellungen der ‚Ethnogenese‘ und gründet sich auf eine Reihe von faszinierenden Fallstudien, unter denen die Gräber der sogenannten ‚Pannonier‘ von Winchester Lankhills und Scorton hervorstechen.¹² Als hilfreich erweist sich dabei auch die terminologische Unterscheidung zwischen *custom* und *tradition*, die vor dem Hintergrund der komplexen Struktur von Identität(en) moderner migrantischer Communities dem Konzept der *invented tradition* eine wertvolle Dimension hinzufügt (S. 239). Die Frage, die sich wiederum stellt, ist, inwiefern sich die Konstruktion von Erinnerung – und damit eine im Kern konstruktivistische bzw. instrumentalistische Auffassung von Identität – im Fall der hier angesprochenen Fallstudien auf das Konzept der *invented tradition* nach Hobsbawm beziehen lässt: das Beispiel der Nekropolen von Lankhills und Scorton zeigt deutlich, dass bestimmte Trachtbestandteile wie *crossbow brooches* („Zwiebelknopffibeln“) und Gürtelschnallen nicht mit ethnischen, sondern sozialen Gruppen (dem Militär bzw. der Verwaltung) zu verbinden sind. Damit läge in diesen archäologisch fassbaren Fällen eigentlich das Gegenteil einer *invented tradition* vor, wie sie etwa in dem berühmten Beitrag von Hugh Trevor-Roper zu den im späten 18. und 19. Jh. erfundenen Tartan-Mustern schottischer Kilts postuliert wurde:¹³ denn die entsprechenden Trachtbestandteile würden ja im Fall der römischen Bestattungen, anders als bei dem schottischen Beispiel, eben nicht auf eine *erfundene* ethnische Tradition, sondern im Gegenteil auf eine *gelebte* soziale Tradition verweisen.

Trotz mannigfaltiger Unterschiede im Detail ist allen Beiträgen des Bandes gemeinsam, dass sie im Großen und Ganzen einen konstruktivistischen bzw.

¹² Zur sozialen Dimension von ‚Ethnogenese‘ und für kritische Positionen zu ‚ethnischen‘ Interpretation von archäologischem Material am Übergang zwischen spätrömischer Zeit und Frühmittelalter siehe z.B. S. Brather, *Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie: Geschichte, Grundlagen und Alternativen* (Berlin/New York 2004); S. Esmonde Cleary, *The Roman West, AD 200–500: An Archaeological Study* (Cambridge 2013); J. Gerrard, *The Ruin of Roman Britain: An Archaeological Perspective* (Cambridge 2013); J. H. W. G. Liebeschuetz (Hg.), *East and West in Late Antiquity: Invasion, Settlement, Ethnogenesis and Conflicts of Religion* (Leiden 2015); P. von Rummel, *Habitus barbarus: Kleidung und Repräsentation spätantiker Eliten im 4. und 5. Jahrhundert*, Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde 55 (Berlin/New York 2007); R. White, *Diversity in Unity: Exploring Survival, Transition and Ethnogenesis in Late Antique Western Britain*, in: P. Diarte-Blasco/N. Christie (Hgg.), *Interpreting Transformations of People and Landscapes in Late Antiquity and the Early Middle Ages: Archaeological Approaches and Issues* (Oxford 2018) 113-122.

¹³ H. Trevor-Roper, *The Invention of Tradition: the Highland Tradition of Scotland*, in: E. Hobsbawm/T. Ranger (Hgg.), *The Invention of Tradition* (Cambridge 1983) 15-41.

instrumentalistischen Kultur- und Identitätsbegriff voraussetzen und durch gut gewählte Fallbeispiele illustrieren. Um abschließend noch einmal zu den übergreifenden Themen und Zielen des Buches zurückzukehren, bietet sich deshalb ein erneuter Blick in die Einleitung an. Hier konstatieren Busch und Versluys: „The ‚constructedness‘ of societies and cultures is heavily debated these days; something that undoubtedly has to do with the decline of the nation state and the impact of globalisation processes.“ (S. 10) Allerdings haben sich gerade in Hinblick auf die Bewertung von Begriffen wie „Identität“, „Konnektivität“ und „Globalisierung“ in den sieben Jahren seit Abhaltung der ursprünglichen Kölner Konferenz doch einige tiefe Risse aufgetan. Der Nationalstaat und nationale Narrative haben gerade in den letzten Jahren eine teils verstörende politische Aktualisierung erfahren, und gleichzeitig ist auch die rein konstruktivistische oder instrumentalistische Auffassung von Kultur und Identität im Sinne eines spielerischen *anything goes* unter den denkbar schwersten Beschuss durch realpolitische und gesellschaftliche Verwerfungen gekommen. Vor diesem Hintergrund wurde auch in der Archäologie die optimistische Idee der „spielerischen“ Verwendung von multiplen Identitäten und hybriden Formen materieller Kultur einer scharfen Kritik unterzogen, wie sie sich etwa in den profunden Arbeiten von Alfredo González-Ruibal zum Spannungsfeld zwischen archäologischen Narrativen und modernem Kapitalismus äußert.¹⁴ Jüngste archäologische Arbeiten zum Übergang von eisenzeitlichen zu römischen Gesellschaftsformen in den Nordwestprovinzen nehmen deshalb auch wieder verstärkt die Schattenseiten und gewaltsamen Verwerfungen der römischen Expansion in den Blick, wodurch die ursprünglichen machtpolitischen Konnotationen von Hobsbawms *invented traditions* in Zukunft zunehmend an Relevanz gewinnen könnten.¹⁵ Auf mentalitätsgeschichtlicher Ebene hat sich zudem Greg Woolf erneut mit der komplexen, vielschichtigen Mythographie der Nordwestprovinzen und ihrer Brechung durch das Prisma römischer Autoren, von Caesar über Tacitus bis

¹⁴ A. González-Ruibal (Hg.), *Reclaiming Archaeology: Beyond the Tropes of Modernity* (London 2013); A. González-Ruibal, *Authority vs Power: Capitalism, Archaeology and the Populist Challenge*, *Antiquity* 92, 2018, 525-527; A. González-Ruibal, *An Archaeology of the Contemporary Era* (London 2019); A. González-Ruibal/P. Alonso González/F. Criado Boado, *Against Reactionary Populism: Towards a New Public Archaeology*, *Antiquity* 92, 2018, 507-515.

¹⁵ M. Fernández-Götz/D. Maschek/N. G. A. M. Roymans, *The Dark Side of the Empire: Roman Expansionism Between Object Agency and Predatory Regime*, *Antiquity* (im Druck); N. G. A. M. Roymans/M. Fernández-Götz, *Advances in the Archaeology of the Roman Conquest (Journal Special Section)*, *JRA* 32, 2019, 415-484. Für vergleichbare Ansätze in unterschiedlichen chronologischen Kontexten siehe M. Dietler, *Archaeologies of Colonialism: Consumption, Entanglement, and Violence in Ancient Mediterranean France* (Berkeley 2010); G. Zuchtriegel, *Colonization and Subalternity in Classical Greece: Experience of the Nonelite Population* (Cambridge 2018).

Ammianus Marcellinus, beschäftigt.¹⁶ Lokale Traditionen spielen dabei eine besonders große Rolle, zusammen mit der Paradoxie, dass provinzielle Eliten sich durch diese lateinischen Texte als die Nachfahren kriegslustiger und trinkfester Barbaren verstehen konnten. Diese Ebene der *intellektuellen* Reflexion, in der Geschichten, Diskurse und materielle Kultur zu einem Ganzen verschmelzen, eröffnet ein weiteres vielversprechendes Feld für künftige Forschungen zum Thema ‚erfundener Traditionen‘ in der römischen Welt.

In Summe verdeutlicht der vorliegende Sammelband in eindringlicher Weise, dass Archäologie vor dem Hintergrund materieller Kultur eine Reihe wichtiger Fragen stellen kann, die dabei helfen, die Idee der *invented tradition* im Sinne Hobsbawms kritisch zu beleuchten und ihre Anwendbarkeit auch auf vormoderne Kontexte im Allgemeinen, und die griechisch-römische Antike im Speziellen, zu überprüfen.

Dr. Dominik Maschek FHEA
Associate Professor of Roman Archaeology and Art
University of Oxford, Faculty of Classics
Ioannou Centre for Classical & Byzantine Studies
66, St. Giles'
Oxford, OX1 3LU
E-Mail: dominik.maschek@classics.ox.ac.uk

¹⁶ G. Woolf, *Tales of the Barbarians: Ethnography and Empire in the Roman West* (Malden, MA 2011). In diesem Buch revidiert Woolf auch einige Positionen aus seinem früheren Aufsatz *The Uses of Forgetfulness in Roman Gaul*, der in einigen der im vorliegenden Band versammelten Beiträge zitiert wird, vgl. G. Woolf, *The Uses of Forgetfulness in Roman Gaul*, in: H.-J. Gehrke/A. Möller (Hgg.), *Vergangenheit und Lebenswelt: Soziale Kommunikation, Traditionsbildung und historisches Bewußtsein* (Tübingen 1996) 361-381.